

Über die niedersten Menschenformen des südöstlichen Asiens

Autor(en): **Sarasin, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft = Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles = Atti della Società Elvetica di Scienze Naturali**

Band (Jahr): **90 (1907)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-90160>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Über
die niedersten Menschenformen
des südöstlichen Asiens

von
FRITZ SARASIN

In die Wälder und Felsgebirge des tropischen Asiens zurückgedrängt, finden wir eigentümliche Völkertrümmer, welche von den sie umgebenden, mehr oder minder fortgeschrittenen Kulturnationen sich getrennt halten und sich ausnehmen wie die Reste einer von der heutigen abweichenden älteren Menschenschichte, einer Schichte, die in der Vergangenheit einmal die herrschende gewesen und fast zu Unrecht noch in die Gegenwart hineinschaut, gewissermaßen lebende Fossilien. Am längsten bekannt sind unter diesen die *Wedda* von Ceylon, weitaus das berühmteste Glied der ganzen Sippe und ferner einige Wald- und Bergstämme Vorderindiens.

Noch vor wenigen Jahren glaubte man, daß außerhalb der genannten Gebiete, also von Ceylon und Vorderindien, Reste der *Weddaischen Schichte*, wie wir, mein Vetter Paul und ich, diese Stammtrümmer genannt haben, nicht oder richtiger gesagt, nicht mehr vorhanden seien.

Die vortreffliche Monographie *Martin's* in Zürich über die Inlandstämme der Malayischen Halbinsel lehrte aber, daß die dortigen *Senoi*, kleine Wildstämme des gebirgigen, urwaldbedeckten Inneren, ohne Zweifel gleichfalls hierher

zu ziehen seien. Damit war die noch gegenwärtige Verbreitung der weddaischen Schichte schon über einen gewaltigen Landkomplex hin gesichert. Dann kam unsere Entdeckung der *Toála* und ihrer Verwandten auf Celebes, kleiner Stammreste, von den umgebenden Toradja und Buginesen geknechtet und vielfach als willkommenes Sklavenmaterial benützt. Durch diesen Nachweis wurde die östliche Verbreitungsgrenze der weddaischen Schichte schon weit in die Inselfur des indo-australischen Archipels hinausgeschoben. Damit ist aber der Vorrat an solchen Menschenformen weder im Archipel, noch auf dem asiatischen Festlande erschöpft.

Sumatra besitzt in seinen *Kubu*, unlängst von *Hagen* eingehender untersucht, und in anderen Stämmen zweifellose weddaische Reste. Ja man gewinnt aus dem Studium der Literatur den Eindruck, daß ursprünglich über ganz Sumatra, wie wir dies auch für Celebes, teilweise mit Zuhilfenahme alt überlieferter Erzählungen, haben nachweisen können, sich ein Netz weddaischer Urstämme ausgebreitet habe, wovon, wie in Celebes, nur ein verschwindend kleiner Bruchteil übrig geblieben ist. Die Hauptmasse ist sicher vernichtet worden, und ein weiterer Teil wird hier wie dort in die höheren Stämme aufgegangen sein, bei denen dann immer wieder niedere Typen zum Vorschein kommen und zwar in verschieden großem Verhältnis, je nach der Menge des aufgenommenen Blutes. In Sumatra scheint dies nach den Mitteilungen *Hagen's* vornehmlich bei den Gayo und Ala, seltener und mehr abgemildert bei den Battak der Fall zu sein.

Weddaische Elemente scheinen ferner auf Banka, Billiton und den Inseln der Riouw-Archipels vorzukommen. Hieher gehören höchst wahrscheinlich auch einige Glieder der sogenannten Dajak auf Borneo, und selbst auf den Philippinen dürften noch solche Stammtrümmer nachweisbar sein. Auch östlich von Celebes, von Flores über Timor und Ceram bis zu den Aru- und Kei-Inseln erscheint nach

vereinzelten literarischen Angaben das Suchen nach weddaischen Elementen keineswegs aussichtslos.

Aber auch auf dem großen asiatischen Kontinente selbst ist noch gar manche Entdeckung in dieser Richtung zu erwarten. *Martin, Fritsch, Hagen* und andere haben darauf hingewiesen, daß in Hinterindien nördlich von der Malayischen Halbinsel überall neben den Kultur- und Halbkultur-Völkern wilde Stammreste ihr Dasein fristen, heute einstweilen vielfach nur dem Namen nach bekannt, so in Kambodscha, Siam, Annam, Laos, möglicherweise bis nach China hinein. Einem dünnen, von höheren Stämmen vielfach zerrissenen und vernichteten Schleier gleich, legt sich somit eine Schichte weddaartiger, Menschenformen über ungeheure Teile von Asien und seiner vorgelagerten Inseln, überall zurückgedrängt, verfolgt und dem Verschwinden nahe.

Unsere erste Aufgabe wird es nun sein, in Kürze zu besprechen, welches denn die wesentlichen Merkmale sind, welche uns den Mut geben, so weit verbreitete Völkerketten unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte zusammenzufassen. Dabei halten wir uns ausschließlich an die drei einzigen, heute für solchen Zweck genügend erforschten Stämme, die Wedda von Ceylon, die Senoi von Malakka und die Toála von Celebes; die ersteren sind von den letzteren durch 40 Längengrade getrennt.

Ein Blick auf unsere Bilder (Fig. 1—7), welche Vertreter der drei genannten Stämme darstellen, zeigt sofort, daß ein enges Verwandtschaftsband sie umschlingt. Fig. 1 stellt einen Wedda-Mann dar vom Danigala-Gebirge im östlichen Ceylon; es ist einer der besten, wenn nicht der beste Typus des ächten, jetzt aussterbenden Natur- oder Felsenwedda, der uns jemals begegnet ist. Das Bild haben wir im Jahre 1890 aufgenommen, und im letzten Winter haben wir den Mann wieder in voller Gesundheit angetroffen; doch erinnerte er sich unser nicht mehr. Auch die Frau, Fig. 2, ist eine ausgezeichnete Vertreterin des

wilden Wedda-Typus. Der junge Mann, Fig. 3, stammt aus einer Ansiedlung nördlich vom Danigala, ein sogenannter Kultur- oder Dorf-Wedda. Figg. 4 und 5 sind Senoi-Männer aus der Halbinsel Malakka, die ich der Güte des Herrn Prof. *Martin* verdanke, der sie photographiert und in seinem großen Werke auch reproduziert hat. Der Knabe endlich und das Mädchen (Figg. 6 und 7) sind celebensische Formen und zwar aus dem Süden der südöstlichen Halbinsel stammend, wo sich bei der enormen Abgeschlossenheit dieses Inselteils, der durch Sümpfe und Wälder überaus schwer zugänglich ist, die ursprüngliche Bevölkerung noch am reinsten erhalten hat. Wir haben alle diese über Celebes zerstreuten niederen Stämme und Stammreste als Toála-Schicht zusammengefaßt, obschon streng genommen der Name Toála, was Waldmenschen bedeutet, nur einem dieser Stämme zukommt.

Allen gemeinsam ist zunächst der unter-mittelgroße Körperwuchs, der hinter dem der sie umgebenden Kulturvölker merklich zurückbleibt. Wedda- und Toála-Männer zeigen das fast gleiche Größenmittel von $157\frac{1}{2}$ und 156 cm: die Senoi sind noch etwas kleiner, 150—155 cm je nach den Stämmen. Alle drei sind also kleinwüchsige, aber nicht pygmaeenhafte Menschenformen. Allen gemeinsam ist eine dunklere Hautfarbe, als ihre Nachbarstämme sie haben: gemeinsam ferner das hochwellige oder auch engwelliglockige Haar, das, wo keine Scheere eingreift, wie eine Mähne den Kopf umhüllt und schmückt. Alle drei gehören in die von uns so genannte cymotriche oder wellighaarige Menschengruppe mit ihren Unterstufen.

Auffallend ähnlich ist der spärliche Bartwuchs, bestehend aus einem gekräuselten Bocksbart am Kinn und leichtem Schnurrbart und die geringe Körperbehaarung.

Uebereinstimmend ist weiter die Form des Gesichtes, welches breit, niedrig, eckig und nach unten zu rasch schmaler werdend, wie zugespitzt erscheint. Alle drei Stämme unterscheiden sich hiedurch von ihren Nachbar-

völkern, denen stets ein höheres, schöner oval gerundetes Gesicht zukommt. Häufig tritt ferner bei allen ein knöcherner Superciliarschirm und eine vortretende Glabella auf, wodurch die Augen tiefliegend erscheinen, ebenso wie die Nasenwurzel. Auch der Bau der Nase ist übereinstimmend mit ihrem wenig erhobenen Rücken, ihrer häufig konkaven Profillinie und ihren breit ausladenden Flügeln; eine seitliche Falte verbindet häufig die Nase mit der Wangenhaut.

Bei allen drei Stämmen springt die häufig dick geschwollene Lippenpartie unter der Nase kegelförmig vor, was am Schädel sich als alveoläre Prognathie oder Prodentie, Schiefzähigkeit, kund gibt, womit sich aber sonderbarer Weise keine oder nur eine mäßige Prognathie des ganzen Kiefergerüsts verbindet; das Kinn ist meist fliehend.

Recht charakteristisch ist auch die Bildung des Fußes, seine fächerförmige Verbreiterung nach vorne zu, die geringe Konkavität seiner Ränder, die klaffende Lücke zwischen der großen und der zweiten Zehe und die Einwärtsdrehung der vier äußeren Zehen gegen die innere, worin wir eine Erinnerung an einen Kletterfuß der Vorfahren sehen zu dürfen glauben. Nach *Martin* können die Kulturmalayen die Fußspur eines Senoi ganz wohl von der ihrigen unterscheiden, obschon ja auch sie das ganze Leben ohne Fußbekleidung gehen; die Verschiedenheit der Fußspur muß also anatomisch begründet sein. Ganz dasselbe behaupten die sumatranischen Malayen von der Fußspur der Kubu.

Selbstverständlich zeigt auch das Skelett der Wedda und das der Senoi weitgehende Uebereinstimmungen, die, soweit die spärlichen von uns gefundenen Höhlenknochen der Urtoála einen Schluß gestatten — Skelette rezenter Toála konnten wir leider keine gewinnen — auch für diese zutreffen. Nur ganz wenige seien hier namhaft gemacht.

Die Schädel sind ungemein klein und daher von geringer Kapazität, die Augenhöhlen groß und hoch und häufig von einem Knochenschirm überdacht, die Zwischenaugenbreite schmal; der Nasenfortsatz des Stirnbeins reicht tief zwischen die Augenhöhlen herab; die Nasenbeine sind klein, die Siebbeinplatte schmal, und die Schläfenschuppe zeigt häufige Bildungsanomalieen. Hierzu als weitere gemeinsame Merkmale: Konkavität der Lendenwirbelsäule, ein ähnlicher Torsionswinkel des Oberarmknochens, ein klaffendes Interstitium zwischen Ulna und Radius, eine relativ große Länge des Vorderarms gegenüber dem Oberarm und ein übereinstimmendes, viele primitive Merkmale aufweisendes Fußskelett. Bezeichnend ist endlich für alle drei Stämme die Grazilität, ja Eleganz des Knochenbaues, mit geringer Entwicklung aller Muskelansätze und Cristen. Alle drei erweisen sich als zartgebaute Wildformen des Menschen.

Neben diesen genannten weitgehenden Uebereinstimmungen, deren Zahl noch leicht zu vermehren wäre, kommen einige Differenzen kaum in Betracht; ja sie erscheinen geradezu selbstverständlich, wenn man bedenkt, welch' gewaltig große Zeiträume verstrichen sein müssen, seitdem diese Stämme von einem gemeinsamen Herde aus ihre Wanderungen angetreten haben und wie sehr die später auf sie eindringenden und jetzt sie umgebenden höheren Völker, beim Wedda Tamilen und Singhalesen, bei Senoi und Toála malayische Stämme, durch Kreuzung verändernd eingewirkt haben. Von diesen Differenzen sind die vornehmsten erstlich eine abweichende Form der Schädelkapsel: Beim Wedda dolichocephal, sehr viel seltener (Küstenwedda) mesocephal, erscheint sie beim Senoi meist mesocephal und beim Toála an der Grenze von Meso- und Brachycephalie stehend. Weiter abweichende Körperproportionen: Beim Wedda erscheinen die Arme und die Beine im Verhältnis zur Körpergröße lang, bei den andern Stämmen aber eher kurz.

Indessen kann man gegenüber der gewaltigen Summe übereinstimmender Merkmale diesen Differenzen, wie schon gesagt, kein großes Gewicht beimessen, und der Schluß ist ganz gewiß berechtigt, daß die drei in näheren Vergleich gezogenen Stämme, Wedda, Senoi und Toála, einer gemeinsamen, wellighaarigen, sehr alten Urbevölkerungsschichte angehören.

Es gibt aber außer dem körperlichen noch ein anderes Band, welches die Angehörigen der weddaischen Urschichte vereinigt, ein Band, dem wir nicht geringere Bedeutung zuzuschreiben geneigt sind, nämlich das geistige, das ergologische, wie wir dies nennen, die Uebereinstimmungen im Denken und in der Lebensweise. Bei den Toála-Stämmen von Celebes ließ sich freilich die ursprüngliche Ergologie nur noch schattenhaft nachweisen wegen der schon zu weit vorgeschrittenen, störenden Einflüsse der umgebenden höheren Völker; aber auf manche Fragen, auf die ihr gegenwärtiger Zustand keine Lösung mehr gewährte, antworteten die Ueberreste im Boden ihrer Höhlen. Auch bei Wedda und Senoi trüben diese fremden Eingriffe schon vielfach stark das ursprüngliche Bild und werden es in kurzer Zeit bis zur Unkenntlichkeit verwischt haben; doch läßt sich die folgende, flüchtige Skizze ihrer Ergologie noch mit Sicherheit entwerfen.

Die von Kultur noch unberührten Natur-Wedda und -Senoi sind nomadisierende Jäger ohne Ackerbau und ohne Haustiere, mit Ausnahme des Hundes, in Höhlen oder unter Felsen wohnend und kleine Schutzschirme beim Uebernachten im Freien errichtend, oft auch ohne jede Beschirmung schlafend. Die Kleidung besteht aus Lendenschnur und Schamschürze, hergestellt aus Baststoff oder aus eingetauschem Tuch, gelegentlich an ihrer Stelle aus Blättern und buschigen Zweigen. Jeder Körperschmuck wird vom Wedda verachtet, wogegen sich hierin der Senoi anders verhält. Die Nahrung liefert das Ergebnis der Jagd mit Bogen und Pfeil oder bei den Senoi mit dem Blasrohr,

und der Sammelarbeit von Honig, Blättern, Rinden, Früchten und Wurzeln im Wald. Es fehlen jede Metalltechnik, Töpferei, Weberei, Netzflecherei und alle Schiffahrtsutensilien. Was von eisernen Geräten, Pfeilspitzen, Axtklingen, Messern in ihrem Besitz sich befindet, ist von den höheren Nachbarstämmen eingetauscht. Die Stammesorganisation ist durchaus patriarchalisch, ohne titulierte Häuptlinge: der Aelteste oder Intelligenteste ist der stillschweigend anerkannte Vorsteher und Sprecher einer Familie oder einer Familien-Gruppe.

Jede kleine Horde hat ihr bestimmtes Jagdgebiet, dessen Grenzen, Flüsse, Felsen etc. von den andern in der Regel strenge respektiert werden. Die Ehe ist monogam, aufrecht erhalten durch ein starkes Eifersuchtsgefühl, das leicht zu Totschlag eines Nebenbuhlers führen kann. Diebstahl und Lüge fehlen, ebenso der Krieg. Zufriedenheit mit ihrer bedürfnislosen, für unsere Begriffe entsetzlich entbehrensreichen Existenz, Ehrenhaftigkeit, Gutartigkeit, Dankbarkeit, ein großes Selbstgefühl, oft eigentlicher Stolz, sind die Grundzüge ihres Charakters. Dieses Selbstgefühl äußert sich beim Wedda nicht nur darin, daß er alle Kulturverfeinerungen ablehnt, sondern daß er uns Europäer mit der Bezeichnung: „sudu hura“ d. h. „weißer Vetter“ anspricht. Selbst den König von Ceylon durften sie früher mit „Vetter“ begrüßen, was jedem andern Untertan den Kopf gekostet haben würde. Es mag diese Ausnahmestellung teilweise darin ihren Grund haben, daß der Singhalesen ursprünglich den Wedda als ein halb überirdisches Wesen, als eine Art Walddämon ansah, wie auch die singhalesische Chronik, der Mahawansa, die Weddas stets als Yakka's oder Dämonen bezeichnet. Auch die jetzigen Singhalesen und Tamilen betrachten noch den Wedda als etwas von sich selbst ganz verschiedenes, zuweilen verächtlich als halbe Walddiere. So hat einer unserer Diener einen alten Wedda, der mit seinen Leuten zu uns kam, ohne einen Scherz machen zu wollen, als „König der Tiere“

bezeichnet und ist mit aller Bestimmtheit bei seiner Ansicht geblieben, die Weddas seien keine Menschen, sondern Tiere. Daß aus einer solchen Wertschätzung vielfach eine schlechte Behandlung resultieren mußte, ist selbstverständlich.

Zum Charakter aller weddaischen Stämme gehört ferner eine intensive Fremdenschau, und aus dieser Eigenschaft, verbunden mit der oben erwähnten, vielfach schlechten Behandlung von Seiten der umgebenden höheren Stämme, entwickelte sich die sonderbare Einrichtung des geheimen Tauschhandels, wobei die auszutauschenden Produkte von beiden Parteien an einem bestimmten Orte deponiert und abgeholt werden, ohne daß man sich gegenseitig zu Gesicht bekommt. Ursprünglich fehlte die Bestattung; der Leichnam blieb am Todesorte liegen, den man verließ; höchstens wurde er noch mit Blättern bedeckt. Heute dürfte dies nur noch selten vorkommen. Religiöse Vorstellungen sind nur sehr gering entwickelt und ohne Zweifel vielfach von den höheren Stämmen hinuntergesickert.

Die Kenntnisse sind naturgemäß gering. Inmitten eines buddhistischen Volkes, wie es die Singhalesen seit zwei Jahrtausenden sind, muß es überraschen, wenn ein Wedda, nach Buddha gefragt, antwortet: „Ich habe ihn nie gesehen“, und wir haben selber Weddas genug gekannt, welche nicht über „eins“ hinaus zählen konnten und die Vielheit durch Aneinanderreihen von „eins“ eka, eka, eka ausdrückten.

Eine eigene Wedda-Sprache läßt sich heute, wo nur noch wenige Hunderte ächter Weddas leben, nicht mehr nachweisen; sie ist durch die singhalesische verdrängt worden, und derselbe Prozeß macht sich am Rande der Wohngebiete der Senoi gegenüber dem Malayischen geltend.

Wie verhalten sich nun zu dieser in flüchtigen Umrissen gezeichneten Wedda-Senoi Ergologie die Toála-Stämme von Celebes, speziell die Toála der südlichen Halbinsel, welche wir allein etwas genauer kennen? Unter di-

rektem buginesischem Einflusse stehend, der offiziell durch einen Radja und einen mohammedanischen Guru oder Lehrer repräsentiert ist und mit Bugis vielfach vermischt, müssen sie natürlich vieles von ihrer Ursprünglichkeit eingebüßt haben, wie auch ihre Sprache selbstverständlich die bugische geworden ist. Dennoch waren wir überrascht, bei ihnen noch so viele primitiv-ergologische Verhältnisse zu finden. Ich erwähne davon an dieser Stelle die Höhlenbewohnung, die bis vor kurzer Zeit ohne die jetzt üblichen, von den Buginesen eingeführten Pfahlgerüsteinbauten statt hatte, weiter den geheimen Tauschhandel, der erst unlängst aufgegeben worden ist. Der jetzige Radja erzählte uns, daß noch vor 25 Jahren, wenn sein Vater ein Fest geben wollte, die hievon benachrichtigten Toála in der Nacht mit ihren Geschenken herankamen, worauf man alle Lichter im Hause löschen mußte. Ganz im Dunkeln legten sie dann ihre Gaben vor dem Hause nieder und verschwanden ungesehen. Wie erinnert dies doch an unsere Sagen von den Heinzelmännchen! Weiter sind bemerkenswert die Abwesenheit von Eisen- und Thonindustrie, die strenge Monogamie, die Wahrheitsliebe, das Fehlen von Diebstahl und die höchst primitiven religiösen Anschauungen, wie es scheint, eine Art von Baumkult inmitten einer mohammedanischen Gesellschaft. Der mohammedanische Lehrer hatte keinen Grund, auf seine Erfolge stolz zu sein, denn auf alle diesbezüglichen Fragen, so auch auf die: „Wer war Mohammed?“ kam die Antwort: „Ich weiß es nicht“.

Die jetzigen Toála treiben Ackerbau (Mais- und Trockenreiskultur); aber die Funde in den Toála-Höhlen beweisen die Existenz eines ursprünglich reinen Jägerlebens ohne Kulturpflanzen, selbst ohne Kokospalme. Die jetzigen Toála haben als Haustiere Hühner und Hunde, während in den Höhlen nur der letztere nachgewiesen werden konnte und alle anderen Haustiere fehlten. Die jetzigen Toála werden vom Guru begraben, aber gefundene menschliche Höhlen-

skelettreste deuten darauf hin, daß früher die Leichen da liegen gelassen wurden, wo der Tod eintrat. Auf Grund aller dieser Befunde fühlen wir uns daher durchaus berechtigt, die Toála-Stämme von Celebes auch ergologisch mit den Wedda-Senoi zusammenzustellen. Dasselbe ergologische Bild stimmt im allgemeinen auch recht gut für die Kubu von Sumatra und wird ohne Zweifel für viele weitere, heute noch nicht untersuchte Stämme nicht minder zutreffend sein.

Es erscheint unvermeidlich, mit einigen Worten über unser südostasiatisches Gebiet hinaus zu greifen und einen ganz flüchtigen Blick nach Australien zu werfen, dessen Ureinwohner bekanntlich eine ungemein scharf charakterisierte Varietät darstellen, so zwar, daß ein Australierschädel unter tausend andern herauszufinden ist. Ergologisch stehen die Australier entschieden höher als die geschilderten weddaischen Waldstämme, und körperlich zeigen sie viele Besonderheiten. Trotzdem glauben wir, daß auch sie auf einer weddaischen Grundlage beruhen, da der gemeinsamen anatomischen Merkmale doch eine Fülle sind, wie denn auch das Australierhaar der welligen, cymotrichen Gruppe angehört. In dem so eigenartigen Lande abgeschlossen, hätte sich dann diese Varietät von der angenommenen weddaischen Urform aus in besonderen Bahnen weiter entwickelt. Dabei ist aber ohne weiteres klar, daß auch die heute noch lebenden weddaischen Reste, wie sie oben geschildert worden sind, sich von jener mit den Australiern gemeinsamen Urform gleichfalls selbständig entfernt haben müssen, durch Mischung sowohl, als durch eigene Entwicklung und daß sie diese Urform keineswegs mehr unverändert repräsentieren können. Früher haben wir den Versuch gemacht, die Australier an die vorderindischen Dravider anzuschließen, mit denen sie in der Tat eine Reihe körperlicher und, wie Einige meinen, auch sprachlicher Merkmale gemein haben. Heute möchten wir, angesichts der weiten Verbreitung der weddaischen Urschichte,

diese Verwandtschaft in der Weise deuten, daß beide, Australier und Dravider, aus weddaischen Urformen sich entwickelt haben.

Es ist nun außerordentlich merkwürdig, daß Südost-Asien neben seiner wellighaarigen oder cymotrichen, weddaischen Urbevölkerungsschichte noch eine zweite besitzt mit wolligem oder ulotrichem, also mit Negerhaar. Ist schon die erstere nur in isolierten Bruchstücken erhalten geblieben, so gilt dies noch viel mehr für die zweite, deren einzelne Glieder gewaltige Länderstrecken trennen. Liegen doch zwischen den kleinen, wollhaarigen Bewohnern der Andaman-Inseln im Busen von Bengalen und den ihnen ohne Zweifel nahe verwandten Semang der malayischen Halbinsel zehn Längengrade und zwischen diesen und den Negrito-Stämmen der Philippinen sogar deren zwanzig. Auf Celebes sind wir trotz unserer vielen Reisen keiner Spur einer wollhaarigen Varietät begegnet, so daß wir berechtigt sind, zu sagen, daß eine solche heutzutage bestimmt fehlt. Die celebensischen Negritos und Papuas, die gelegentlich in der Literatur auftauchen, beruhen alle auf mangelhafter Beobachtung oder direkt falschen Angaben. Um den genannten Stämmen entsprechende Formen zu finden, müssen wir schon um rund hundert Längengrade nach Westen eilen, wo dann in den afrikanischen Zwergnegern uns wieder homologe Menschengestalten entgegentreten. Diese sollen indessen bei unserer heutigen Betrachtung, welche Südost-Asien gilt, nicht berührt werden. Ebensowenig wollen wir die schwierige Frage diskutieren, auf welche Weise die gleichfalls wollhaarigen Papua von Neu-Guinea und seiner Nachbarinseln oder die ausgestorbenen Tasmanier mit der ulotrichen asiatischen Urschichte in Zusammenhang stehen mögen. Eine ganz ähnliche analytische Diagnose, wie wir sie oben für drei Stämme der weddaischen Urschichte versucht haben, ließe sich auch für die drei oben genannten wollhaarigen Stämme Asiens, die Andamanesen, die Semang und die philippinischen

Negritos, durchführen; auch sie würde ergeben, daß nicht nur ein enges körperliches, sondern auch ein ergologisches Band diese Völkertrümmer verbindet.

Ueber ganz gewaltige Länderstrecken sehen wir also die weddaische und die negritische Urbevölkerungsschichte ausgebreitet. Diese Tatsache allein schon setzt ein grauenhaft hohes Alter dieser Stämme voraus, wenn wir bedenken, wie langsam ihre Wanderungen werden vor sich gegangen sein. Wenn wir aber des weiteren erwägen, daß alle diese primitiven Völker keine oder, wie die Andamanesen, nur höchst mangelhafte Seefahrer sind und wir ihren Vorfahren noch viel weniger solche Fähigkeiten zuschreiben dürfen, so werden wir zum Schlusse gedrängt, daß ihre Ausbreitung eine wesentlich andere Gestalt der trockenen Erdoberfläche voraussetzt, als dies heute der Fall ist. Nie und nimmer können beispielsweise die Vorfahren der Andamanesen ohne eine verbindende Landbrücke ihren jetzt insularen Wohnsitz erreicht haben.

Für den indo-australischen Archipel haben wir seinerzeit, ausgehend von der Zusammensetzung der Fauna von Celebes, den Nachweis erbringen können, daß im Pliocän und bis tief ins Pleistocän hinein ein ganzes System von Landverbindungen muß bestanden haben. Java, Sumatra und Borneo waren lange Zeit mit dem hinterindischen Festland in Zusammenhang; von Nord-Borneo aus führten zwei Brücken, die eine über die heutige Insel Palawan, die andere über den Sulu-Archipel nach den Philippinen; Java war mit Süd-Celebes verbunden und lieferte diesem eine ganze Reihe charakteristischer Tierarten, deren Verbreitung unbedingt festes Land voraussetzt; ebenso setzte sich Nord-Celebes über die Sangi- und Talaut-Inselgruppen nach dem heutigen Mindanao, der südlichsten Philippinen-Insel, fort. Celebes streckte weiter seinen Ostarm nach den Molukken aus, welche ihrerseits mit Neu-Guinea in Konnex waren, und dieses letztere muß vorübergehend an Australien angegliedert gewesen sein. Dabei ist es für unsere Be-

trachtung völlig gleichgiltig, ob alle diese theoretisch geforderten Landverbindungen gleichzeitig bestanden haben oder ob bald die eine sich knüpfte, eine andere sich löste; genug, daß hiedurch eine ausgiebige Verbreitungsmöglichkeit über festen Erdboden nicht nur für Tiere und Pflanzen, sondern auch für den Menschen gegeben war. Wir sind daher fest davon überzeugt, daß auf diesen Landbrücken, welche jetzt teilweise unter recht tiefen Meeresgründen begraben liegen, die Wanderungen der weddaisch-negritischen Urſchichte stattgefunden haben, und daß auf diese Weise der Mensch, begleitet vom Dingo, auch das ferne Australien erreicht hat.

Wenn man Angehörige der verschiedenen heute lebenden, hochentwickelten und spezialisierten Menschenvarietäten miteinander vergleicht, etwa beispielsweise einen blonden Nordeuropäer, einen Zulukaffern und einen Chinesen, so erscheinen die Unterschiede recht erheblich, so zwar, daß der Gedanke, sie seien verschiedener Abstammung, nicht ohne weiteres abzuweisen ist. Ganz anders ist aber das Ergebnis, wenn wir etwa den anatomischen Bau eines wellighaarigen Wedda oder Senoi mit dem eines wollhaarigen Andamanesen oder eines philippinischen Negrito vergleichen. Es mehren sich vielmehr die anatomischen Uebereinstimmungen, je tiefer wir in der Skala der menschlichen Varietäten hinabsteigen, und diesem Satze entsprechend, ist auch *Martin* bei seiner Untersuchung der Wildstämme von Malakka zum Ergebnis gekommen, daß im Grunde seine Semang und seine Senoi, also Vertreter der negritischen und der weddaischen Urſchichte, sich wesentlich nur in der Haarform unterscheiden, während die Proportionen von Körper und Gesicht in weitgehender Weise übereinstimmen. Wir finden also bei diesen niederen Stämmen ein höchst bedeutsames Zusammenneigen der anatomischen Charaktere, welches sich wohl nicht anders deuten läßt, als daß diese Formen einer gemeinsamen Wurzel des Menschengeschlechtes zustreben. Wir haben

daher schon frühe die Vertreter der weddaisch-negritischen Urschichte als *Primärvarietäten* des Menschen bezeichnet, in der Meinung, daß aus solchen Urformen sich die höheren, mehr differenzierten Varietäten herausgebildet hätten. Dabei ist noch einmal zu betonen, daß die jetzt noch lebenden Vertreter der Primärvarietäten unmöglich mehr unverändert diese Ausgangsformen repräsentieren können, sondern daß auch sie im Laufe der Jahrtausende sich mehr oder minder weit von diesen entfernt haben müssen.

Einer Frage, die sich hier von selbst aufdrängt, können wir nicht ganz aus dem Wege gehen. Wie kommt es, daß wir heute noch niederere und höhere, ursprünglichere und fortgeschrittenere, menschliche Varietäten neben einander lebend unterscheiden können? Warum haben sich nicht im Laufe der Zeit alle gleich weit entwickelt? Warum hat nicht Vermischung endlich alle Unterschiede ausgeglichen? In Anbetracht der enorm langen Zeiträume, während welcher der Mensch schon auf der Erde gelebt hat, ist in der Tat die Persistenz niedrigerer Formen rätselhaft genug und eine befriedigende Antwort auf unsere Frage recht schwierig.

Die Periode des Chelléen, also der mandelförmig zugehauenen Aexte oder Faustkeile aus Silex, wie sie sich zuerst in den Alluvionen französischer und belgischer Flüsse, später in weiter Verbreitung über die Erde hin fanden, ist man heute wohl allgemein geneigt, um etwa 200,000 Jahre hinter die Gegenwart zurück zu verlegen. Diese Chelles-Keile können aber keinesfalls die ersten menschlichen Werkzeuge gewesen sein, da sie teilweise bereits eine schöne, fast kunstvolle Form besitzen; sie setzen vielmehr mit Notwendigkeit rohere und noch ältere Vorläufer voraus. Ja, wenn wir den konsequenten Anhängern der Eolithen-Lehre Glauben schenken wollen, so hat es schon Feuerstein-Instrumente schlagende Wesen im Miocän, selbst im Oligocän, gegeben. Darnach würde dann das Alter des Menschen auf der Erde nicht mehr nach Jahrhunderttausenden, vielmehr nach Jahrmillionen zu berechnen sein.

Wir wollen aber dieser Eolithen-Diskussion hier lieber aus dem Wege gehen und uns mit den gesicherten Spuren des Menschen, die uns schon weit genug zurückführen, begnügen, um unsere Frage dürftig genug damit zu beantworten, daß offenbar ein ungeheurer Konservatismus, wie wir ihn bei zahlreichen Tierformen kennen, auch die Entwicklung des Menschen beherrscht. Isolierung auf Inseln oder, was auf dasselbe hinauskommt, in ausgedehnten Urwaldgebieten muß hinzugekommen sein, um niedrigere Stämme vor Vernichtung und ausgiebiger Vermischung zu bewahren und zugleich ihre Weiterentwicklung zu verlangsamen oder ganz still zu stellen, während Andere unter günstigeren Bedingungen körperlich und kulturell weiter zu schreiten vermochten.

Wir kehren nun zu unseren Primärvarietäten zurück und suchen ihrem Anschluß nach noch primitiveren Formen nachzuspüren. Mit diesem Forschen nach der Wurzel des Menschengeschlechtes treten wir nun aus dem stillen Berg- und Urwaldfrieden der Primärvarietäten in die geräuschvolle Arena hinein, wo die Streitfragen der modernen Anthropologie ausgefochten werden.

Zwei Ansichten stehen sich heute unvermittelt gegenüber, sich anknüpfend an die Namen *Schwalbe* und *Kollmann*. *Schwalbe* führt die großgewachsenen Varietäten des heutigen Menschen, des *Homo sapiens*, direkt auf den fossilen *Homo primigenius*, zurück, dessen wichtigste bis jetzt gefundene Vertreter die Schädel von Neandertal und Spy, sowie die zahlreichen Reste von Krapina darstellen, welche letztere von einer interglazialen, teilweise ausgestorbenen Tierwelt begleitet gewesen sind. Die Hauptcharaktere dieser Primigenius-Schädel sind allbekannt und vornehmlich auf den Tafeln zu der Monographie *Gorjanović-Krambergers* über die Funde von Krapina zu ausgezeichnete Darstellung gekommen. Es sind vor allem eine flache, niedrige Stirne, eine geringe Erhebung der Schädelkapsel, ein ungeheurer Knochenschirm über den Augen,



Fig. 1.

Perikabalai, Wedda-Mann vom Danigala-Gebirge, Ceylon
(aus P. & F. S., die Weddas von Ceylon etc., Taf. III, Fig. 2.)



Fig. 2.

Tuti, Wedda-Frau von Kolonggala

(aus P. & F. S., die Weddas von Ceylon etc., Taf. XVIII, Fig. 31.)



Fig. 3.

Bandeke, Wedda-Mann aus Unapana bei Pallegama

(aus P. & F. S., die Weddas von Ceylon etc., Taf. VIII, Fig. 11.)



Fig. 4.

Senoi-Mann von Kuala Sena, Malakka

(aus R. Martin, Inlandstämme der Malayischen Halbinsel, Taf. II.)



Fig. 5.

Senoi-Knabe von Semandang

(aus R. Martin, Inlandstämme der Malayischen Halbinsel, Taf. IV.)



Fig. 6.

Idupa, Tokéa-Knabe (Toála-Schichte) von Pundidaha,
Südost-Celebes

(aus P. & F. S., Versuch einer Anthropologie der Insel Celebes,
Materialien, V (Teil 2), Tafel IV, Fig. 3.)

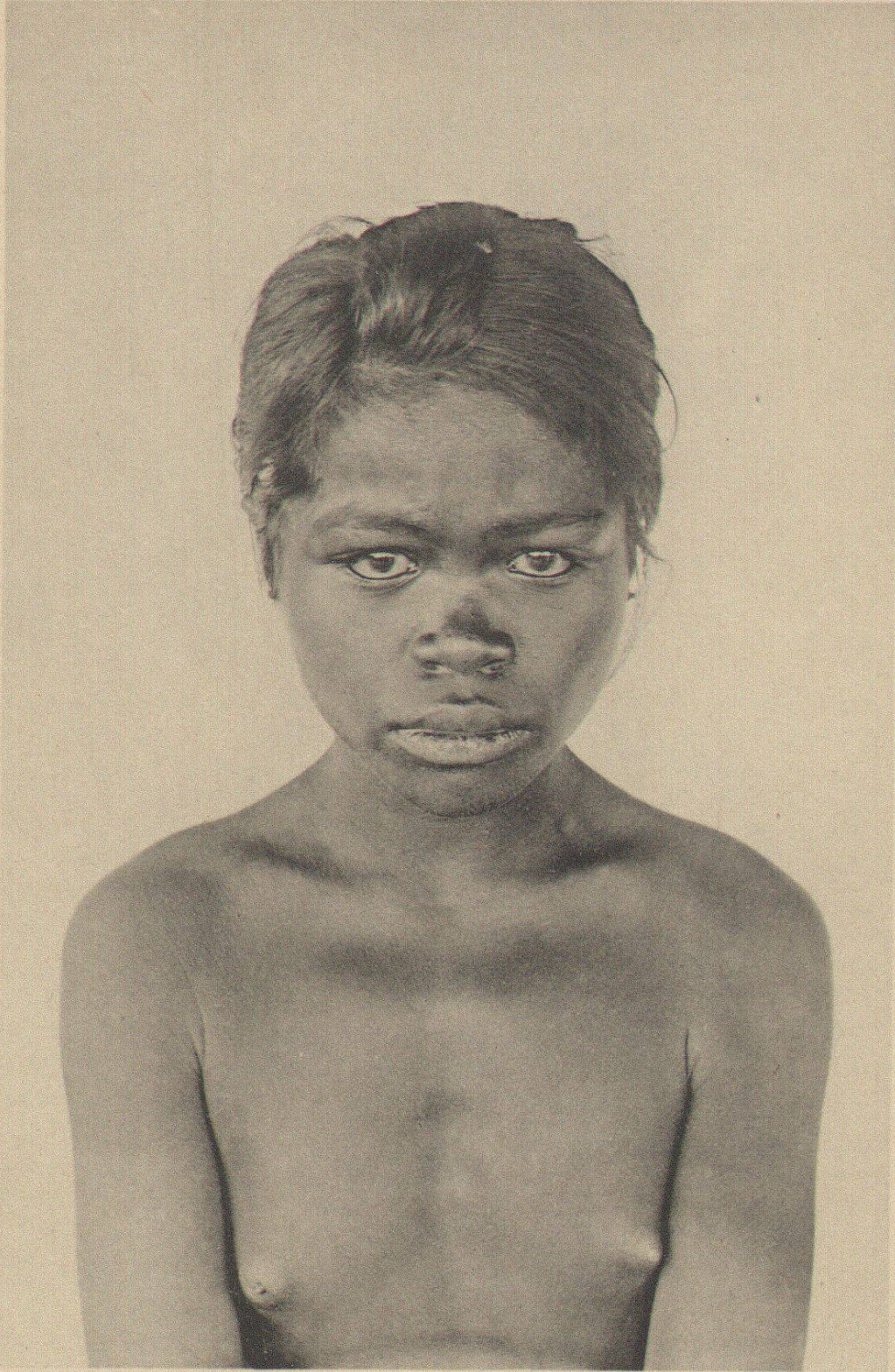


Fig. 7.

Padai, Tomúna-Mädchen (Toála-Schichte) von der Insel Muna,
Südost-Celebes

(aus P. & F. S., Versuch einer Anthropologie der Insel Celebes,
Materialien, V (Teil 2), Tafel III, Fig. 2.)

von *Schwalbe* *Tori supraorbitales* genannt, eine ununterbrochene, entsetzlich brutale Knochenbrille bildend, ein kräftiger Unterkiefer ohne Kinn oder mit erst beginnender Kinnbildung, Zähne mit zahlreichen Schmelzfalten usw. Die vom Bau des heutigen Menschen abweichenden Verhältnisse des übrigen Skelettes auch nur namhaft zu machen, verbietet die Kürze der Zeit. Diese *Primigenius*-Form nun schließt *Schwalbe* weiter an den javanischen frühpleistocänen *Pithecanthropus erectus* an, wodurch die Verbindung mit den Anthropoiden geschlossen erscheint. Man sieht, daß in dieser Kette kein Raum bleibt für unsere Primärvarietäten, die denn auch von *Schwalbe*, wie weiter noch zu besprechen sein wird, bloß als lokale Größenvarietäten des *Homo sapiens*, entsprechend den Zwergrassen verschiedener Tiere, bei Seite geschoben werden.

Kollmann andererseits hat die Idee der phylogenetischen Bedeutung der Primärvarietäten mit großer Lebhaftigkeit aufgegriffen und vielfach vertreten; wegen ihres kleinen oder untermittelgroßen Körperwuchses bezeichnet er sie als *Pygmaeen* oder *Rassenzwerge*, eine Benennung, die nur für einen kleinen Teil dieser Stämme eine gewisse Berechtigung hat, dagegen bei Formen wie *Wedda*, *Senoi*, *Toála* usw. zu unrichtigen Vorstellungen führen muß. Aus seinen *Pygmaeen* läßt *Kollmann* die großgewachsenen menschlichen Rassen hervorgehen und, um einen Anschluß nach unten zu gewinnen, zieht er das *Häckel'sche* biogenetische Gesetz herbei, nach welchem bekanntlich die Entwicklung des Individuums eine Rekapitulation der Stammesgeschichte darstellt. Da nun der Mensch im Säuglingsalter eine hochgerundete Schädelkapsel ohne jede Knochenwülste besitzt und ebenso die jugendlichen Anthropoiden eine wohlgewölbte, menschlichen Verhältnissen ähnliche Hirnkapsel aufweisen, so schließt *Kollmann* weiter, daß der Vorfahr des Menschen nicht etwa eine niedrige und flache Stirn mit verdickten Oberaugenrändern, sondern im Gegenteil eine hochgewölbte und wohlgerundete Schädel-

kapsel besessen haben müsse. Von diesem Gesichtspunkte aus fällt natürlich die phylogenetische Bedeutung der flachschädlichen Formen, wie *Homo primigenius* und *Pithecanthropus* solche darstellen, dahin; diese sind nach Kollmann keine Uebergangsglieder, sondern im Gegenteil sekundär veränderte Formen, Endglieder toter Seitenäste am Baume der menschlichen Entwicklung, ähnlich wie die heute lebenden Anthropoiden nicht als Uebergangsformen zum Menschen, sondern als wilde Seitenschosse, gewissermaßen als tote Nebengeleise der Entwicklungsbahn, aufzufassen sind. Als Wurzel des Menschengeschlechtes wird von Kollmann, seiner eben geschilderten Auffassung entsprechend, ein zart gebauter, rundschädlicher, kleinwüchsiger Anthropeide des Tertiärs theoretisch gefordert.

Das biogenetische Gesetz, so wertvolle Aufschlüsse über die Stammesgeschichte es in vielen Fällen gegeben hat — ich erinnere beispielsweise an die Kiemenbogen des Säugetierembryos, an die Kiemenfedern der jungen Urodelen und Gymnophionen, an den Stiel der Comatulalarve — ist aber ein mit großer Vorsicht zu handhabendes Instrument. Die Physiologie des heranwachsenden Keimes bedingt nämlich, wie allgemein bekannt, eine große Zahl von Störungen, welche das reine Bild der Stammesgeschichte trüben; es sind dies die sogenannten caenogenetischen Erscheinungen. Zu diesen gehört ganz ohne jeden Zweifel auch das Vorseilen der Gehirnentwicklung über den übrigen Körper, was einen verhältnismäßig großen und runden Kopf der Jugendformen bedingt. Nicht nur Mensch und Anthropeide, sondern alle Säugetiere, selbst die Vögel und Reptilien, zeigen in früher Jugend ein starkes Dominieren des Hirnvolums, eine Art von Blasenkopf; sie alle müßten daher konsequenter Weise von Formen abgeleitet werden, welche einen verhältnismäßig größeren und runder gestalteten Kopf, als sie selber im ausgewachsenen Zustande aufweisen, besessen hätten, eine Folgerung, welche zu vertreten wohl Niemand mutig genug sein würde. Diese

Tatsache verbietet die Annahme des Kollmann'schen Gedankenganges, soweit er sich auf die Ableitung der Primärvarietäten, seiner Pygmaeen, bezieht.

Unsere, meines Veters Paul und meine Stellung in der schwierigen Frage ist eine zwischen den Anschauungen *Schwalbe's* und *Kollmann's* in gewissem Sinne vermittelnde. Wie *Schwalbe*, so möchten auch wir den *Homo sapiens* auf eine Primigenius-Form zurückführen, wobei wir aber durchaus nicht als erwiesen, nicht einmal als wahrscheinlich ansehen, daß nun gerade die bis heute und zwar nur aus europäischem Boden bekannt gewordenen, außerordentlich stark verknöcherten Primigenius-Reste diese Wurzelform darstellen müssen. Wir denken vielmehr, und darin liegt eine Annäherung an den *Kollmann's*chen Gedanken, daß eine zartere und biegsamere, wahrscheinlich tropische Primigenius-Varietät als Stammform sich herausstellen dürfte. An eine solche könnten dann ohne Schwierigkeiten die Primärvarietäten angegliedert werden. Diese halten wir eben nicht mit *Schwalbe* für lokale, durch irgendwelche ungünstige, äußere Umstände in ihrer Entwicklung nachteilig beeinflusste Größenvarietäten, sondern für *die ältesten und ursprünglichsten, heute noch lebenden Formen des Homo sapiens*.

Es bleibt uns noch übrig, mit einigen Worten die unserer Ansicht prinzipiell entgegenstehende Degenerationstheorie, welche in den Primärvarietäten Kümmerformen höherer Stämme sehen möchte, zu widerlegen. Gegen dieselbe können wir drei verschiedene Reihen von Beweisen in's Feld führen: Eine somatisch-ergologische, eine historische und eine prähistorische.

Weder wir, noch andere Untersucher haben bei den wildlebenden Wedda, wohl etwa bei Angesiedelten, Anzeichen einer Degeneration finden können. Gerade auf unserer letzten Reise haben wir wieder den Eindruck gehabt, daß die meisten Naturwedda besser genährt und kräftiger gebaut aussehen als die im gleichen Gebiete an-

gesiedelten Dorfsinghalesen, und Dr. *L. Rüttimeyer*, der vor 5 Jahren als Mediziner die Leute untersucht hat, ist zum Schlusse gekommen, daß man durchaus keinen Anlaß habe, von solchen Menschen als von Kümmerformen zu sprechen. In gleicher Weise ist *Martin* dafür eingetreten, daß die Senoi und Semang von Malakka keineswegs unter die Kümmerformen der Menschheit zu zählen seien. Weiter spricht die Uebereinstimmung aller dieser primitiven, räumlich so weit von einander getrennten Stämme in körperlicher und gleicher Weise in ergologischer Beziehung mit Bestimmtheit dagegen, daß sie aus ganz verschiedenen, höheren Varietäten durch Degeneration könnten entstanden sein, denn sonst müßten diese Kümmerprodukte je nach dem Ursprung, den sie genommen, einen ganz bestimmten Stempel an sich tragen. Die Gemeinsamkeit so vieler tiefgreifender körperlicher und ergologischer Merkmale aber scheint uns zwingend, um ein verwandtschaftliches Band, einen einheitlichen Ursprung der Primärvarietäten anzunehmen.

Zweitens der historische Beweis. Wir beschränken uns hier auf die Wedda von Ceylon und ihre vorderindischen Verwandten, Schon *Ktesias*, der griechische Leibarzt des Artaxerxes, weiß ungefähr im Jahre 400 vor Christ von kleinen, schwarzen, langhaarigen, stülpnasig und häßlichen, nackten Pygmaeen in Indien zu berichten, welche nur als weddaische Stämme gedeutet werden können. *Ptolemaeus* im zweiten nachchristlichen Jahrhundert kennt bereits den Namen Weddas, den er in *βησιδάς* umschreibt. Von höchstem Interesse ist dann aus dem vierten Jahrhundert der Bericht eines Scholasten aus Theben, der selber die Weddas auf Ceylon besucht hat. Er nennt sie *βυθσάδες* und gibt von ihnen eine so vortreffliche Schilderung, daß sie in allen wesentlichen Punkten noch heute zutreffend ist. Die Kleinheit des Wuchses, der mächtige Haarschopf, die Unruhe der Augen, die bellende Stimme, das Leben in Höhlen usw. sind lauter Charakte-

ristika auch noch der heutigen Wedda. Dann haben wir die singhalesische Chronik, den Mahawansa, dessen älteste Teile im fünften nachchristlichen Jahrhundert auf Grund älterer Quellen abgefaßt worden sind und wo, wie schon erwähnt, die Wedda als Yakka oder Dämonen bezeichnet werden, während das indische Heldengedicht Ramayana die Urbewohner von Ceylon einfach Affen nennt.

Weiter folgen im siebenten und elften Jahrhundert chinesische und arabische Autoren und so fort bis zur Gegenwart. Alle diese literarischen Quellen zeigen, daß seit mehr als 2000 Jahren die Wedda und ihre Verwandten unverändert dieselben geblieben sind. Die Berichte über die Waldstämme Vorderindiens und Ceylons sind also ungefähr ebenso alt, wie diejenigen über die Pygmaeen Afrikas, von denen uns Herodot, ja eigentlich schon Homer, Kunde geben.

Nun wird man, wiewohl gewiß mit Unrecht, einwenden können, der literarische Nachweis von der Existenz weddaischer Stämme während zweier Jahrtausende beweise noch nicht mit absoluter Sicherheit, daß sie nicht doch Degenerationsprodukte sein könnten. Namentlich haben sich gewisse Philologen immer wieder an der Tatsache gestoßen, daß die heutige Wedda-Sprache singhalesisch ist und den Verdacht, die Weddas seien doch nichts als verkommene Singhalesen, nie fallen lassen.

Die körperlichen und historischen Beweise wurden also nicht als genügend erachtet, und es blieb als einziger Ausweg übrig, nach noch älteren, prähistorischen Daten zu suchen, um das hohe Alter der Primärvarietäten zu beweisen.

Nun war es uns schon in Celebes seiner Zeit gelungen, in den Höhlen, welche noch jetzt teilweise von den Toála bewohnt sind, eine sehr primitive Steinzeit von palaeolithischem Charakter oder, richtiger gesagt, von einem Uebergangstypus zwischen Palaeo- und Neolithicum zu entdecken, welche ohne Zwang als die der Urtoála auf-

gefaßt werden konnte. Für die Wedda von Ceylon haben wir im letzten Winter den prähistorischen Nachweis ihrer Urbewohnerschaft ebenfalls geführt.

In Höhlen des östlichen Niederlandes der Insel, wo heute noch die letzten Trümmer der Weddas leben, kamen in Masse Steininstrumente vom Charakter des Magdalénien, also der jüngsten Phase des Palaeolithicums, zutage, vermischt mit den zerschlagenen Knochen von Jagdtieren. Desgleichen fanden sich die Kuppen einzelner Hügel des Zentralgebirges, wo Weddas heute nicht mehr hausen, ganz bedeckt damit. Diese Steininstrumente, Messer, Spitzen, Schaber, Klopfhämmer usw., repräsentieren insofern eine eigenartige Industrie, als das Hauptmaterial zu ihrer Herstellung von weißem Quarz und wasserklarem Bergkrystall gebildet wird, in zweiter Linie erst aus roten und gelben Hornsteinen.

In den Höhlen Ceylons folgt unmittelbar über der Schichte, welche die Steininstrumente einschließt, eine solche mit Topfscherben, Ziegelresten und eisernen Geräten, also eine moderne, offenbar singhalesischen Reisenden und buddhistischen Einsiedlern ihre Entstehung verdankende Kulturschichte. Nach unseren jetzigen Kenntnissen fehlt auf Ceylon sowohl das Neolithicum, als die Bronzezeit, und so erhielt durch unsere palaeolithischen Funde auch die singhalesische Chronik, der Mahawansa, eine vollkommene Bestätigung. Ihr zufolge eroberten die Singhalesen, von Indien her kommend, Ceylon im Laufe des ersten vorchristlichen Jahrtausends, wobei sie auf eine wilde Urbevölkerung stießen. Ganz dasselbe lehren die Höhlenfunde: Ein Kulturvolk im Besitze des Eisens legt sich unmittelbar auf die palaeolithische Schichte, und daß die Nachkommen jener Palaeolithiker eben die heute noch in Trümmern zerstreuten Weddas sind, ist eine so zwingende Folgerung, daß man sich ihr nicht entziehen kann. Der gelungene Nachweis einer alten Steinzeit in Ceylon beseitigt unserer Meinung nach auch den letzten Zweifel an

der Ursprünglichkeit oder Autochthonie der Weddas. Damit ist aber auch das hohe Alter der ganzen weddaischen Urschichte erwiesen, und es hat durch die prähistorischen Funde auf Ceylon und Celebes unsere alte Ansicht von den Primärvarietäten des Menschen eine neue und kräftige Stütze erhalten.

Für die Literatur siehe:

1. *Martin R.*, Die Inlandstämme der Malayischen Halbinsel, Jena, 1905.
2. *Sarasin, P. und F.*, Die Weddas von Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften etc., Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon, Bd. 3 mit Atlas, Wiesbaden 1892—1893.
3. *Sarasin P. und F.*, Versuch einer Anthropologie der Insel Celebes, I. Die Toála-Höhlen von Lamontjong, Materialien zur Naturgeschichte der Insel Celebes, Bd. V, 1. Teil, Wiesbaden, 1905.
II. Die Varietäten des Menschen auf Celebes (F. S.), *ibid.*, Bd. V, 2. Teil, 1906.